

DAMARIS KOFMEHL



RINALDO-

Tatort Flughafen

Er entführte Flugzeuge.
Er schmuggelte Drogen.
Doch dann kam alles anders...

DK

Inhalt

Vorwort

Teil 1 - Der Flugzeugentführer

Prolog

1. Alessandros Flucht
2. Gefangen
3. Das Verhör
4. Im Knast
5. Der Traum von Freiheit
6. Besuchstag
7. Der Kontakt
8. Die Entführung
9. Abraham
10. Weihnachten 91
11. Das rote Licht
12. In der Falle
13. Aus der Traum
14. Den Tod im Nacken
15. Die Ankunft
16. Der Entschluss
17. Die Rückkehr

Teil 2 - Der Knastprediger

18. Der Auftrag
19. Araras
20. Wieder hinter Gittern

21. Unter Todesdrohung

22. Der Aufstand

23. Die Krise

24. Der Nachfolger

25. Frei

Nachwort von Rinaldo Goncalves

Vorwort

Ich lernte Rinaldo wie alle Hauptfiguren in meinen bisherigen Büchern auf sehr spezielle Art kennen: Bei einem Kurs zum Thema Straßenkinder erwähnte die Referentin einen dreißigjährigen Mann, der früher Flugzeuge entführt haben soll und sich heute für Straßenkinder einsetzt. Mich juckte es natürlich sofort in den Fingern, und nach dem Kurs fragte ich die Sprecherin, ob es eine Möglichkeit gäbe, mit diesem Flugzeugentführer Kontakt aufzunehmen. Sie gab mir seine Telefonnummer. Ich rief ihn sogleich an, und wir vereinbarten ein Treffen.

Die erste Verabredung platzte, weil einer seiner Schützlinge wegen Drogenschulden ermordet worden war und er zur Beerdigung musste. Ein paar Tage später lernte ich ihn dann kennen und war echt mächtig beeindruckt von ihm - und das nicht nur wegen seiner verrückten Vergangenheit und seines jugendlichen Aussehens. Seine Bescheidenheit, sein schlichtes Auftreten, seine sanften schwarzen Augen und der tiefe Friede, der sich in seinem Blick spiegelte, ließen keinen Zweifel zu: Zwischen seiner letzten Flugzeugentführung am 25. Dezember 1991 und unserem Treffen am 24. Juni 2002 musste in seinem Leben etwas ganz Gewaltiges geschehen sein! Und ich konnte es kaum erwarten, mehr darüber zu erfahren.

Nachdem er mir seine filmreife Story ausführlich geschildert hatte, fragte ich ihn, ob er bereit wäre, mir einen der vielen Tatorte zu zeigen, damit ich mir ein besseres Bild davon machen konnte. Er war sofort dazu bereit. Wir nahmen den Überlandbus nach Araras, einem kleinen Städtchen zwei Stunden außerhalb von São Paulo, wo Rinaldo mit seiner Gang ein Kleinflugzeug des Schweizer Lebensmittelkonzerns Nestle entführt hatte. Dafür hatte er

später geraume Zeit hinter Gittern verbracht. Auf der Hinfahrt erklärte mir Rinaldo, der Flughafen sei etwas abgelegen und ohne Auto schwer zu erreichen. Und ins Gefängnis würde man uns wohl auch nur schwerlich hineinlassen. Aber er würde mir wenigstens die Polizeiwache zeigen.

Auf dem Polizeiposten erwartete uns dann eine erfreuliche Überraschung: Derselbe Kommissar, der vor sieben Jahren für Rinaldos Gefängnisaufenthalt zuständig gewesen war, hatte an diesem Tag Dienst und freute sich außerordentlich über den unerwarteten Besuch. Ich spürte aus den Bemerkungen des Kommissars, dass er große Achtung vor Rinaldo hatte, ja, ihn als einen ganz besonderen Menschen ansah. Er erklärte sogar anerkennend, Rinaldo hätte der Polizei während seiner Haft wertvolle Dienste geleistet, weil er bei Häftlingsrevolten als Streitschlichter aufgetreten war. „Rinaldo hat uns allen hier bewiesen, dass ein Krimineller sein Leben wirklich ändern kann“, sagte er, und ein solches Kompliment aus dem Munde eines erfahrenen Kommissars zu hören, machte die Aussage gleich doppelt glaubwürdig.

Wir tranken einen Kaffee mit ihm, machten ein paar Fotos, und als ich mein Interesse am Flughafen und dem Gefängnis äußerte, zögerte der Kommissar nicht lange und fuhr uns kurzerhand mit seinem Dienstfahrzeug hin. So konnte ich den Hangar fotografieren, wo das Nestle-Flugzeug gestanden hatte, und das Haus, in dem Rinaldo die Geiseln in Schach gehalten hatte. Dann fuhren wir zum Gefängnis, das wegen der sich häufenden Aufstände vorübergehend außer Betrieb war. Ich durfte die Zellen und den Innenhof besichtigen und hatte die einmalige Gelegenheit zu fotografieren, was wohl erst wenige Ausländer vor mir zu Gesicht bekommen, geschweige denn fotografiert haben: die schauderhafte Realität der brasilianischen Gefängnisse.

Rinaldos Geschichte imponiert mir. Nicht nur, weil er auf der Flucht vor der Justiz den Mut hatte, eine neue Richtung

einzuschlagen. Sondern weil er bereit war, dafür die Konsequenzen zu tragen.

Teil 1

Der Flugzeugentführer

Prolog

Jetzt wollte er es wagen, Rinaldo anzusprechen. Er hatte ihn schon tagelang beobachtet, wenn sie zum täglichen „Sonnenbad“ für dreieinhalb Stunden in den Innenhof gelassen wurden. Er hatte jede seiner Bewegungen verfolgt: Was er sagte und was er nicht sagte, wo er sich einmischte und wo nicht, wie er seine Freunde und wie er seine Feinde behandelte. Er hätte Flugzeuge entführt, hieß es. Und nicht nur eines. Irgendwie kaum vorstellbar. Genauso gut hätte er ein gewöhnlicher Taschendieb sein können. Er war mittelgroß, kräftig, hatte braune Haut, schwarze Augen und dichte Augenbrauen. Er sah nicht gefährlicher oder harmloser aus als andere Sträflinge, trug auch dieselben nach Gefängnis riechenden Kleider wie jeder von ihnen. Und doch unterschied er sich auf geheimnisvolle Weise von den übrigen Gefangenen. Und genau deswegen wollte Mauricio mit ihm reden.

Er warf den Zigarettensammel zu Boden und zertrat ihn mit dem Absatz. Dann schritt er die Mauer entlang auf Rinaldo zu, der in einiger Entfernung mit verschränkten Armen dastand und dem Fußballspiel zuschaute, das gerade von einigen Mitgefangenen auf dem geteerten Platz ausgetragen wurde. Mauricio stellte sich ungefragt neben ihn, nahm all seinen Mut zusammen und sprach ihn ziemlich plump an.

„Man sagt, du hättest Flugzeuge entführt.“

„So, sagt man das“, kam Rinaldos genauso plumpe Antwort, ohne dass er seine Konzentration vom Spiel abwandte.

„Und? Ist es wahr, was man sagt?“

„Warum? Willst du selbst eins entführen, wenn du wieder draußen bist?“

Mauricio rückte seine Brille zurecht und lächelte. „Nein, ich schätze, das wäre eine Nummer zu groß für mich. Zu riskant.“

„Risiko ist Ansichtssache, Mauricio.“

„Du kennst meinen Namen?“

Rinaldo blickte amüsiert zu dem erstaunten Jungen hinüber. „Und den Namen deines Bruders und des Drogendealers, für die du gearbeitet hast, und deine bevorzugte Zigarettenmarke. Im Gefängnis bleibt keiner inkognito.“ Er machte eine kurze Pause, dann fuhr er fort: „Es ist mir auch nicht entgangen, dass du mir seit Tagen nachspionierst. Warum machst du das?“

Wieder war Mauricio überrumpelt.

„Nun ja ... ich ... wie soll ich das sagen: Jemand wie du macht einen eben neugierig.“

„So, tu ich das.“

„Ja, Mann, das tust du.“ Mauricio wurde etwas lockerer. „Ich meine, hey, du hast keine Autos gestohlen, du hast Flugzeuge entführt! Flugzeuge! Das ist cool!“

„Dafür im Knast zu sitzen ist weniger cool“, stellte Rinaldo trocken fest und nahm Mauricio damit den Wind aus den Segeln. „Und du hast meine Frage noch nicht beantwortet.“

„Welche Frage?“

„Warum du mir nachspionierst. Jedenfalls kaum, um mir zu sagen, wie cool du das alles findest.“

„Nein. Das heißt, irgendwie schon. Ich frage mich ganz einfach, warum du so bist, wie du bist, wenn du das getan hast, was du eben getan hast, wenn du verstehst, was ich meine.“

„Im Klartext: Du hast dir einen Flugzeugentführer anders vorgestellt.“

„Ehrlich gesagt, ja.“

Rinaldo spuckte auf den Boden. „Ich war auch anders“, gab er offen zu. „Mein Gott, das war ich. Hat sich einiges verändert in meinem Leben. Aber das ist eine lange Geschichte.“

„Würdest du sie mir erzählen?“

„Du willst meine Geschichte hören?“

„Ja, Mann, das will ich.“

„Hast du denn Zeit dafür?“

Mauricio grinste. „Zeit? Wir sind im Knast, falls dir das entgangen ist.“

Rinaldo blickte zum Wachtposten hoch, der in seinem Kabäuschen über dem vergitterten Innenhof wie ein Adler in seinem Horst Wache hielt, das Gewehr im Anschlag. Er wirkte gefährlich, doch jeder wusste, dass auch er wie alle anderen bestechlich war. Schon mehrmals war es Gefangenen gelungen, das Gitter über dem Innenhof aufzuschneiden und übers Gefängnisdach zu fliehen. Interessanterweise war der Wärter immer genau zu dieser Zeit in der Kaffeepause, und wenn er zurückkam und hinter den Flüchtlingen herschoss, verfehlten die Kugeln grundsätzlich ihr Ziel.

Rinaldo blinzelte in die Sonne und ließ seine Gedanken in die Vergangenheit schweifen, weit in die Vergangenheit.

„Vielleicht sollten wir uns besser setzen“, schlug er vor.

Sie setzten sich an die Mauer, und dann begann Rinaldo zu erzählen.

1. Alessandros Flucht

Rinaldo sah seinem Bruder schon von weitem an, dass etwas nicht in Ordnung war. Und es schienen nicht nur die Auswirkungen des Kokains zu sein. Jedenfalls nicht ausschließlich. Es musste etwas geschehen sein, etwas Schlimmes, etwas, das ihn offenbar in Panik versetzte. Und es war wirklich einiges nötig, um den Sechzehnjährigen in Panik zu versetzen.

Rinaldo saß lässig da, die Zigarette im rechten Mundwinkel, den Revolver unter dem ausgeleierten T-Shirt verborgen, umringt von den Mitgliedern seiner Bande, und blickte mit zusammengekniffenen Augen die steile Straße hinauf, die sein jüngerer Bruder Alessandro soeben herunterstolperte, als wäre der Teufel hinter ihm her.

Mitternacht war längst vorbei. Wer nicht in Schießereien oder Auseinandersetzungen mit Drogenhändlern oder feindlichen Gangs verwickelt werden wollte, wagte sich um diese Uhrzeit nicht mehr aus dem Haus. In den düsteren Gässchen der Favela „Gabriel“, die sich im Stadtviertel des nationalen Flughafens von São Paulo befand, lauerten zu viele Gefahren. Rinaldo war von Kindheit an damit vertraut. Er kannte nichts anderes. Gewalt, Armut und Unmenschlichkeit prägten seinen Alltag seit siebzehn Jahren. Und die einzige Möglichkeit, damit fertig zu werden, war seiner Meinung nach der Gegenangriff.

Keuchend blieb Alessandro vor der Gruppe Jugendlicher stehen. Seine Pupillen waren unnatürlich groß. Sein Blick schweifte verwirrt umher wie der eines aufgescheuchten Tieres. Die Jungs betrachteten ihn schweigend und warteten, bis ihr Boss das Wort ergriff. Rinaldo trat einen Schritt vor.

„Was ist los, Bruderherz?“ fragte er bedächtig.

„Rinaldo, ich muss mit dir reden“, schnaufte Alessandro, und im schwachen Licht der Straßenlaterne sah sein Gesicht aschfahl aus. Rinaldo merkte, dass ihm die Anwesenheit der andern nicht recht war, und das machte ihn stutzig. Immerhin hatten sie die Gang gemeinsam gegründet. Sie war in den vergangenen zwei Jahren so etwas wie ein Familienersatz geworden, das Einzige, woran sie sich festklammern konnten, der einzige Maßstab ihrer Moral - oder jedenfalls für das, was sie unter Moral verstanden. Wovor fürchtete sich sein Bruder bloß derart? Rinaldo warf seine Zigarette weg und verabschiedete sich von der Gruppe.

„Ich wollte ohnehin grad gehen“, brummte er. „Wir sehn uns morgen, Leute.“

„Bis morgen“, antworteten einige.

„Pass auf deinen kleinen Bruder auf!“ meinte jemand. Alessandro warf einen Blick über seine Schulter zurück, als fürchte er, von jemandem verfolgt zu werden. Er hatte es unglaublich eilig, in einer der unbeleuchteten Querstraßen zu verschwinden. Rinaldo sah ihn skeptisch von der Seite an, während sie mit raschen Schritten nebeneinander hergingen und den Weg nach Hause einschlugen.

„Nun raus mit der Sprache. Was ist passiert?“

„Ich bin so gut wie tot“, erklärte Alessandro mit heiserer Stimme. „Er wollte mich erschießen.“

Rinaldo glaubte sich verhöhnt zu haben. „Erschießen? Was redest du da? Wer will dich erschießen?“

„Er hat mich gefragt, ob ich bewaffnet wäre. Und als ich Nein gesagt hab, hat er seinen Revolver gezogen!“

„Wer?“

„Roberto.“

„Roberto? Roberto wollte dich erschießen?“ Rinaldo blieb stehen und kniff die Augen zusammen. Er kannte den Jungen. Roberto war vor wenigen Monaten zu ihrer Bande gestoßen und hatte sich an ein paar kleineren Diebstählen beteiligt. Er war nicht besonders mutig, ein typischer

Mitläufer, der nach der Pfeife der Mehrheit tanzt. Er war sechzehn, genau wie Alessandro, und die beiden verstanden sich ausgezeichnet, unternahmen viel gemeinsam, nahmen auch gemeinsam Drogen.

Alle Mitglieder der Gang waren drogenabhängig: Kokain. Rinaldo und sein Bruder rauchten manchmal bis zu acht Gramm pro Nacht. Es war leicht, an den Stoff zu kommen. Sie kauften ihn von einem Drogenhändler, der seine Leute in der ganzen Favela verteilt hatte, um die heiße Ware an den Mann zu bringen und die Kundschaft zu vergrößern. Einer seiner bevorzugten Umschlagplätze waren die umliegenden Schulhäuser, wo die Dealer die Schüler am Eingang abfingen und ihnen das teuflische weiße Pulver gratis andrehten. Natürlich war es nur beim ersten Mal gratis. Man kennt das ja. Und trotzdem fallen die Jugendlichen immer wieder darauf herein. Der Gruppendruck ist zu stark.

Bei Rinaldo war das nicht anders gewesen. Mit fünfzehn hatte er seine erste Haschischzigarette geraucht, dann war er auf Kokain umgestiegen. Und um sich das nötige Kleingeld für seine Sucht zu beschaffen, musste er schon bald zur Waffe greifen. Sein Bruder hatte denselben Weg eingeschlagen. Denn einen anderen gab es nicht. Nicht in einer brasilianischen Favela.

„Hey, Mann, du hast zu viel Koks geraucht“, meinte Rinaldo nüchtern und ging weiter. „Roberto hat nicht den Mut, auf jemanden zu schießen. Erst recht nicht auf einen Freund.“

„Das dachte ich auch“, sagte Alessandro, „bis er mir vor fünf Minuten seinen Revolver vor die Nase gehalten hat. Es sollte wie ein Unfall aussehen. Ein Unfall!“

„Alessandro, du bist verrückt. Das ergibt nicht den geringsten Sinn!“

„Oh Gott, versteh doch: Roberto wollte mich töten!“

„Und warum sollte er das tun?“

Alessandro fuhr sich nervös mit der Hand über den Mund. Er wirkte verzweifelt. „Er ist durchgedreht, Rinaldo. Ich ...

ich war wie gelähmt. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich hab nur dagestanden und in die Mündung seiner Knarre gestarrt, und er stierte mich an, und ... er wollte es tun, der Mistkerl wollte tatsächlich abdrücken!“

„Und warum hat er's nicht getan?“

„Er hat einen epileptischen Anfall gekriegt. Ganz plötzlich.“

„Ganz plötzlich“, wiederholte Rinaldo ungläubig.

„Ich schwör's dir, das ist die Wahrheit.“ Alessandro merkte, dass ihm sein Bruder offensichtlich kein Wort glaubte. „Du weißt, dass Roberto epileptische Anfälle hat. Keine Ahnung, warum er ausgerechnet in dem Moment zu schäumen begann, als er mich umbringen wollte. Vielleicht wollte mir Gott eine zweite Chance geben, was weiß ich. Ich weiß nur, dass ich jetzt tot wäre, wenn er diesen Anfall nicht gekriegt hätte. Tot, verstehst du!!“

Unwillkürlich musste Rinaldo an eine Begebenheit denken, die gut ein Jahr zurücklag und ihn ebenfalls beinahe das Leben gekostet hätte. Alessandro und er hatten Kokain geschnupft, eine Menge Kokain. Und irgendwann im Verlauf der Nacht war es passiert: Sein Puls fing an zu rasen, eine Hitzewelle erfasste ihn, und mit einem Mal durchzuckte ihn ein einziger furchtbarer Gedanke: Er hatte eine Überdosis genommen! Das konnte seinen Tod bedeuten! Von panischer Angst ergriffen stürzte er aus dem Haus, rannte wie ein Irrsinniger ziellos durch die Gassen der Favela, bis er schließlich schweißgebadet nach Hause zurückkehrte, den Wasserhahn über dem Waschtrog aufdrehte, seinen Kopf darunter hielt und Gott anflehte, ihn nicht sterben zu lassen. Er überlebte wie durch ein Wunder, was ihn jedoch nicht dazu brachte, die Finger von dem tödlichen Pulver zu lassen oder sonst etwas an seinem Lebensstil zu ändern. Obwohl sein kriminelles Leben eher einem zerfetzten Rettungsring glich, so war es doch das Einzige, woran er glaubte, sich klammern zu können.

„Und wo ist Roberto jetzt?“ fragte Rinaldo. Alessandro schüttelte den Kopf. „Ich weiß es nicht. Ich bin davongerannt. Ich hab ihn liegen gelassen.“

„Wo?“

„Spielt das noch eine Rolle?“

„Wo hast du ihn liegen gelassen, Alessandro?“

„Warum willst du das wissen?“

„Weil ich das dumme Gefühl habe, dass du mir etwas verheimlichst, Bruder.“

„Ich bin davongerannt, weil er mich töten wollte! Ist das so schwer zu verstehen?“

„Das ist nicht die ganze Wahrheit. Wo liegt der Haken, Alessandro? Was ist wirklich geschehen?“

Der Junge schwieg. „Das ... das kann ich dir nicht sagen“, hauchte er schließlich kaum hörbar.

„Dann kann ich dir auch nicht helfen“, sagte Rinaldo.

„Nein, das kannst du nicht“, raunte Alessandro. „Ich muss da alleine durch.“

Was immer dies bedeuten sollte, es machte Rinaldo Sorgen. Sein Bruder war sonst nicht so. Er hatte offensichtlich Angst, nicht nur vor dem, was passiert war oder noch passieren könnte, sondern auch davor, den eigenen Bruder in die Sache einzuweihen. Aber warum? Was um alles in der Welt hatte er ausgefressen?

Sie erreichten ihr bescheidenes Zuhause, ein kleines Häuschen mit Hinterhof. Auf engstem Raum wohnten sie hier zusammen mit ihren vier älteren Schwestern, ihrer Mutter, der Partnerin ihrer Mutter und deren Sohn. Rinaldo hatte sich nie mit dem Gedanken anfreunden können, dass seine Mutter ein Verhältnis mit einer Frau hatte. Er war sieben Jahre alt gewesen, als seine Eltern sich trennten. Seinen Vater hatte er seither nie mehr gesehen. Dann, drei Jahre später, brachte seine Mutter diese Frau mit nach Hause und kümmerte sich rührend um sie und um ihren Sohn. Und Rinaldo war in seiner kindlichen Naivität der festen Überzeugung, seine Mutter hätte die beiden aus

purem Mitleid aufgenommen. Er dachte, sie hätten vielleicht keinen anderen Ort, wo sie hinziehen könnten. Ja, das dachte er. So lange, bis seine älteren Schwestern ihm die Wahrheit offenbarten.

Er war fünfzehn gewesen, als er von dem ungewöhnlichen Liebesverhältnis seiner Mutter erfuhr, und die Tatsache traf ihn mit unbarmherziger Wucht und riss ihn in einen Strudel der seltsamsten Gefühle. Man lernt nirgends, mit solchen Dingen umzugehen. Plötzlich entpuppt sich das, was man fünfzehn Jahre lang geglaubt hat, als Illusion. Plötzlich sind Werte wertlos und die neuen Werte, die den Platz der alten einnehmen sollen, scheinen einfach nicht ins Puzzle zu passen. Und keiner kann sagen, welches nun der Maßstab ist, an dem man sich orientieren soll. Denn es gibt keinen gültigen Maßstab mehr. Nichts ist mehr absolut. Alles wird relativ. Richtig ist, was man für richtig hält - oder was die Mehrheit für richtig hält.

Doch damit war Rinaldos Verwirrung nicht einfach beseitigt. Und die Hänseleien auch nicht, die er über sich ergehen lassen musste. In der Schule, auf der Straße, überall zeigte man mit dem Finger auf ihn und machte sich über ihn lustig wegen seiner Mutter. Die spöttischen Bemerkungen der Mitschüler und Nachbarskinder trieben Rinaldo und auch seinen Bruder beinahe in den Wahnsinn. Wenn es irgendwo einen Gott gab, dachte Rinaldo, warum ließ er es dann zu, dass er sich in einer so schrecklichen Situation befände? Irgendwo, tief in seinem Innern, war es ihm, als würde ihm jemand antworten, dass er es später verstehen würde. Aber das war ein schwacher Trost für einen Fünfzehnjährigen, der verzweifelt versuchte, mit sich und der Welt klarzukommen, und sich danach sehnte, von den andern ernst genommen zu werden.

Rinaldo sah nur einen einzigen Ausweg: den Einstieg in die Kriminalität. Mit einer Waffe in den Händen würde man ihn respektieren, so kalkulierte er. Und seine absurde Berechnung ging auf. Das Hänselein hatte ein Ende, niemand

lachte mehr über ihn, ja, er war auf einmal geachtet und teilweise sogar gefürchtet. Das gefiel ihm. Er war überzeugt, dass er seinen Weg gefunden hatte. Wenig später stieg Alessandro ebenfalls ins Geschäft ein. Sie begannen mit kleinen Diebstählen, dann mit Einbrüchen in Häuser und größeren Überfällen auf Firmen. Alessandro fuhr jeweils das Fluchtauto, natürlich ohne Führerschein. Sie waren ein gutes Team und hatten schon eine Menge zusammen erlebt. Und deshalb war es umso eigenartiger, dass Alessandro diesmal nicht sagen wollte, was passiert war.

Sie begaben sich in ihr Zimmer, das aus einem Stockbett, einem Schrank und einem einzigen Gewühl aus Kleidern und Schuhen bestand. Rinaldo setzte sich aufs Bett, zog die Pistole aus der Hose und legte sie neben sich, während sein Bruder unbeweglich vor dem Fenster stehen blieb, so dass nur seine schwarze Silhouette sichtbar war.

„Ich werde auch ohne dich dahinter kommen, was du mir vorenthalten willst“, meinte Rinaldo, nachdem sie eine Weile geschwiegen hatten, „also spuck's schon aus. Was habt ihr angestellt?“

Alessandro legte den Kopf zurück und holte tief Luft. Schließlich gestand er kleinlaut: „Wir wollten die „Spinne“ bestehlen.“

„Wie bitte?!“ Rinaldo glaubte sich verhöhnt zu haben. Die „Spinne“ war der Drogenboss der Favela, der Mann, der den gesamten Drogenhandel kontrollierte. Sich mit ihm anzulegen kam einem Todesurteil gleich.

„Wir haben eine Menge Kokain geraucht“, erklärte Alessandro, „und irgendwann war nichts mehr da, und wir hatten kein Geld, uns noch ein paar Gramm zu kaufen. Tja, und dann kam Roberto auf die verrückte Idee, in die Hütte der „Spinne“ einzubrechen, um uns welches zu besorgen.“

„Das ist nicht dein Ernst.“

„Mein Gott, du kennst die Wirkung von Koks so gut wie ich.“

„Und? Habt ihr's getan?“

„Nun ... ja, wir haben's getan.“

Rinaldo entfuhr ein Fluchwort. Den Drogenboss zu bestehlen, das war ein dickes Ding. Damit war nicht zu spaßen. Wirklich nicht. Sein Bruder hätte das wissen müssen.

„Ihr seid lebensmüde. Warum hast du dich darauf eingelassen?“

„Mann, wir standen unter Drogen! Wir fanden es cool!“

„Ihr fandet es cool.“ Rinaldo schüttelte den Kopf. „Und weiter?“

„Na ja, wir sind hingegangen, und als wir merkten, dass niemand da war, brachen wir das Schloss auf. Ich hätte nicht gedacht, dass es so einfach wäre. Tja, und dann, als wir das viele Kokain fanden, ist Roberto durchgeknallt. Er hat mich gefragt, ob ich meine Waffe dabei hätte, ich sagte Nein, und da hat er seinen Revolver gezogen und direkt auf mich gerichtet. Und weißt du, was er gesagt hat? „Wenn ich dich jetzt erschieße, sieht es so aus, als hätte ich dich zufällig dabei überrascht, wie du die „Spinne“ beraubst, und dich daran gehindert. Dann halten mich alle für einen Helden.“ Verstehst du, Naldo? Das Schwein wollte mich kaltblütig umlegen, die Drogen einstecken und dann so tun, als wäre er der große Held! Und er hätte es echt getan, ich hab's in seinen Augen gesehen.“

„Und dann hat er einen epileptischen Anfall gekriegt.“

„Ja. Und ich bin gerannt, so schnell ich konnte.“

„Und Roberto?“

„Wälzt sich womöglich noch immer auf dem Boden.“

„Im Haus des Drogenbosses.“

„Ich sitze in der Scheiße, Bruder.“

„Das kann man wohl sagen.“ Rinaldo betrachtete Alessandro mit gerunzelter Stirn. Wenn er die Wahrheit sagte, und daran zweifelte Rinaldo nun nicht mehr, dann war sein Schicksal besiegelt. Auch die Welt der Gesetzlosen hat ihre Gesetze, eine Art Ehrenkodex, dessen Verletzung je nach Situation geradewegs tödlich enden kann. „Auge um

Auge, Zahn um Zahn“ wurde in der Unterwelt schon immer viel wörtlicher genommen als im öffentlichen Gerichtswesen, manchmal zu wörtlich. Jeder wusste das. Auch Alessandro. Und dieser Umstand war alles andere als beruhigend.

„Oh Gott, was soll ich tun?“ murmelte Alessandro hilflos und strich sich hastig mit beiden Händen durchs Haar. Doch Rinaldo unternahm nicht den geringsten Versuch, ihm Mut zuzusprechen.

„Du hast einen Fehler gemacht“, sagte er eine Spur zu hart für einen Bruder. „Das hier ist deine eigene Verantwortung. Du kennst die Spielregeln. Und es gibt nur eine Möglichkeit, den Konsequenzen auszuweichen.“ Alessandro nickte matt. Seine Stimme zitterte leicht, als er das Unabwendbare aussprach:

„Ich muss von hier fortgehen.“

„Das musst du allerdings.“

„Wenn ich hier bleibe, bin ich morgen eine Leiche.“

„Und wenn du zurückkommst, bist du es auch“, fügte Rinaldo hinzu, ohne die Tatsachen irgendwie zu beschönigen oder zu verharmlosen. Denn das war die nackte Wahrheit. Drogenhändler kennen den Ausdruck „mildernde Umstände“ nicht. Und Todesurteile verjähren ebenfalls nicht. In der drittgrößten Stadt der Welt werden Menschen von einer parallelen Autorität verurteilt und auf brutalste Art hingerichtet, ohne dass die Behörden je davon erfahren.

„Und wo soll ich hin?“

„São Paulo ist groß“, meinte Rinaldo. „Irgendwo wirst du schon unterkommen.“ Alessandro schluckte. Rinaldo nahm seine Waffe und drehte sie bedächtig zwischen den Fingern. Er sah nicht auf. Er wollte nicht in die von Todesfurcht gezeichneten Augen seines jüngeren Bruders sehen, wollte sich nicht von Gefühlen mitreißen lassen, die er sich selbst verboten hatte. Alessandro hatte Mist gebaut. Dafür gab es keine Entschuldigung. Entweder er machte sich aus dem Staub, um nie wieder zurückzukehren, oder er würde

sterben. So waren die Gesetze der Favela. Natürlich spürte Rinaldo Alessandros Ohnmacht. Seinen flehentlichen Blick, ihm irgendwie aus der Patsche zu helfen. Immerhin waren sie Brüder! Doch die Unbarmherzigkeit des Gesetzes war stärker in seinem Herzen verwurzelt als die Barmherzigkeit eines Bruders. Und zudem: Was hätte er schon tun können?

„Du kannst meinen Walkman mitnehmen“, sagte Rinaldo nach einer Weile, immer noch mit seiner Waffe beschäftigt.

Alessandro kramte ein paar Kleider zusammen, stopfte sie in eine schwarze Tasche und hängte sie sich über die Schulter. Er blieb vor Rinaldo stehen, wollte zum Abschied etwas sagen, brachte aber kein Wort heraus. Rinaldo hob kurz den Blick und sah Tränen in Alessandros Augen.

„Pass auf dich auf“, murmelte der ältere Bruder verlegen, ehe er sich wieder seiner Waffe widmete. Er wollte nicht zusehen, wie sein Bruder das Haus verließ. Das Letzte, was er hörte, war das Klacken der Tür. Dann war es still, totenstill. Rinaldo ließ sich rückwärts aufs Bett fallen und schloss die Augen. Und auf einmal überkam ihn eine Welle der Trauer. Mit aller Kraft hielt er die Tränen zurück. Denn erst jetzt wurde ihm so richtig bewusst, was geschehen war: Er hatte soeben seinen Bruder verloren. Und vielleicht würde er ihn niemals wieder sehen. Niemals.

2. Gefangen

Manchmal dachte Rinaldo noch an seinen Bruder. Es war bereits ein Jahr her, seit Alessandro Hals über Kopf die Favela verlassen hatte, um sich auf den Straßen von São Paulo auf eigene Faust durchzuschlagen. Auch von Roberto hatte Rinaldo seit jener verhängnisvollen Nacht nichts mehr gehört. Die andern Bandenmitglieder vermuteten, er sei zu einem entfernten Onkel aufs Land geflohen. Doch Genaueres über den Verbleib der beiden Jungs wusste niemand. Einmal behauptete jemand, Alessandro im Stadtzentrum gesehen zu haben, auf der berühmten Praça da Sé, zusammen mit einer Horde zerlumpeter, Klebstoff schnüffelnder Jugendlicher.

Wie auch immer, Alessandro war letztlich selber schuld, dass es so weit gekommen war. Darauf beharrte Rinaldo eisern, vor allem dann, wenn wehmütige Gefühle in ihm aufsteigen wollten. Jeder musste selber wissen, wie er sein Leben gestalten und welche Risiken er dabei eingehen wollte. Und Rinaldo war mit seinem eigenen Lebensstil durchaus zufrieden. Seiner Bande waren über fünfzehn neue Mitglieder beigetreten, wobei nicht bei jedem Überfall dieselben Jungs mit von der Partie waren. Rinaldo pickte sich jeweils diejenigen heraus, die für den entsprechenden Coup am geeignetsten schienen. Ein paar größere Raubüberfälle waren gut über die Bühne gegangen und hatten einen ansehnlichen Gewinn eingebracht. Rinaldo wurde in der ganzen Favela respektiert und war auf dem besten Weg, sich in der Unterwelt einen Namen zu machen. Was wollte er mehr? Und ihr neuester Coup, den sie gerade planten, schien ebenfalls sehr vielversprechend.

Sie trafen sich in der Nacht vor dem Überfall in Thiagos bescheidener Hütte, um die letzten Details zu besprechen.

Thiago war neunzehn, ein Jahr älter als Rinaldo, aber wie alle andern Bandenmitglieder erkannte er Rinaldos Führungsrolle widerspruchslos an. Rinaldo besaß alle wichtigen Qualitäten eines Anführers: Er war scharfsinnig, furchtlos, beherrscht, wusste mit Waffen umzugehen und verstand es meisterhaft, jeden seinen Fähigkeiten entsprechend einzusetzen. Er war kein Mann der vielen Worte. Wenn es galt zu handeln, so war er der Erste, der sich an die Front stellte. Und er erwartete von den andern dasselbe.

Rinaldo hatte sich fünf Leute für die Aktion ausgesucht: Thiago, Herbert, Allan, Luis und Sidney. Sidney hatte sich der Gruppe erst vor wenigen Wochen angeschlossen und war mit seinen sechzehn Jahren der Jüngste der sechs. Er war Thiagos Bruder, und deshalb hatten sie ihn auch aufgenommen. Er war ein kluges kleines Kerlchen, nahm allerdings meistens den Mund etwas zu voll und hielt sich selbst für wahnsinnig raffiniert, was den anderen zwischendurch mächtig auf den Geist ging. Aber Thiago hatte ihnen versichert, sein Bruder würde keine Schwierigkeiten machen, und wenn doch, so würde er höchstpersönlich dafür geradestehen. Sein Bruder sei „gutes Blut“, eine Bezeichnung für diejenigen, die in Ordnung waren. Rinaldo beschloss, Sidney fürs Erste als Wachtposten einzusetzen, der sie bei Gefahr zu warnen hatte. Da konnte er nicht viel falsch machen, und mit seinem harmlosen Aussehen würde er auch keinem verdächtig vorkommen.

Allan war siebzehn, ein schwarzer Hüne, der leidenschaftlich gerne Fußball spielte und äußerst aggressiv werden konnte, wenn man ihn reizte. Einmal hatte er einen Polizisten erschossen, als ihn dieser mit allerlei Schimpfnamen provozierte. Aber wenn man es verstand, mit seinem explosiven Charakter umzugehen, gewann man einen zähen Draufgänger, der keine Gefahr scheute.

Herbert war achtzehn, genau wie Rinaldo, und ein berechnender und rücksichtsloser Mensch. Es machte ihm Spaß, andere leiden zu sehen, vielleicht weil er als Kind von seinem häufig betrunkenen Stiefvater nichts als Schläge bekommen hatte. Er war schon zweimal wegen Körperverletzung im Jugendgefängnis gewesen, was seinen Hass auf die Gesellschaft noch vergrößert hatte.

Luis war ebenfalls achtzehn, spindeldürr und hatte flackernde, unstete Augen. Er rauchte ein Päckchen Zigaretten pro Tag - und war ein ausgezeichnete Autodieb. Er spritzte die Autos in der Garage seines Onkels selbst um und verkaufte sie anschließend an Privatpersonen oder Gebrauchtwagenhändler.

Thiago gab viel auf gutes Aussehen und war meistens für das Fluchtfahrzeug verantwortlich. Er liebte das Risiko, Kokain und schöne Frauen. Er hatte auch schon eine kleine Tochter, die er allerdings nur selten besuchte, weil es dann immer Streit mit seiner Ex-Freundin gab. Er lebte zusammen mit seinem Bruder und seiner jetzigen Freundin in einem schäbigen Zimmer, wo sie sich zuweilen trafen, um ihre Coups zu planen.

Auf einem kleinen Tisch in der Mitte des verrauchten Raumes befanden sich ein paar Bierflaschen, ein Aschenbecher und eine halbe Pizza. Rinaldo drückte seine Zigarette aus und begann zu sprechen.

„Also noch mal von vorne, Leute: Die Kleiderfabrik hat zwei Eingänge.“ Er legte zur Veranschaulichung eine Serviette auf den Tisch. „Der eine ist an der Längsseite des Gebäudes, hier bei der Hauptstraße, der andere an der Rückseite.“ Er klaubte ein paar schwarze Oliven aus dem Pizzakarton und legte die erste unmittelbar neben die Serviette.

„Thiago, du wartest im Wagen in der Nähe des Hintereingangs und lässt ihn nicht aus den Augen.“

„Klar.“

„Sidney.“ Der Junge schaute abenteuerlustig auf. Rinaldo zeichnete mit etwas verschüttetem Bier den ungefähren Lauf der Straße und positionierte die zweite Olive. „Du stehst hier, genau hier an der Kreuzung, und sobald du die Bullen auch nur riechen kannst, setzt du zum Zeichen die Sonnenbrille auf, damit dein Bruder gewarnt ist.“

„Mach ich“, sagte Sidney und kaute lässig auf einem Kaugummi herum.

„Herbert, Allan, Luis.“ Die drei reckten ihre Hälse. „Euer Standort ist hier bei dem kleinen Straßenkiosk, keine fünf Meter vom Eingang entfernt.“ Drei weitere Oliven landeten zur Veranschaulichung auf der improvisierten Skizze. Rinaldo fügte die letzte Olive, sich selbst, hinzu.

„Ich werde unmittelbar neben euch vorbeikommen und mit dem Paket zum Haupteingang gehen. Die Dame am Empfang wird mir die Tür öffnen in der Meinung, ich wäre irgendein Kurier. Ich überwältige sie, und ihr kommt augenblicklich nach.“

„Wieso gehen wir nicht alle zusammen?“ fragte Luis.

„Bei vier fremden Männern wird sie leicht Verdacht schöpfen und möglicherweise nicht mal die Tür öffnen.“

„Gibt es keine Sicherheitsbeamten?“

„Doch. Aber die stehen nicht unmittelbar beim Eingang. Bevor die schnallen, was passiert ist, seid ihr schon über ihnen. Allan und Herbert, ihr kümmert euch um die drei.“

„Kein Problem“, grinste Herbert.

„Luis, du kommst mit mir zum Büro des Abteilungsleiters am andern Ende des Ganges.“

„Und wer garantiert uns, dass das Geld wirklich im Büro ist?“ meldete sich Thiago zu Wort.

„Es wird dort sein, verlass dich drauf. Mein Informant ist zuverlässig. Die Löhne werden immer am selben Tag ausgezahlt - zum größten Teil in Bargeld. Und zwischen zehn und halb elf pflegt der Abteilungsleiter in der Kantine einen Kaffee zu trinken.“

„Und sollte er dazwischen zurückkommen“, sagte Rinaldo, „sehe ich auch kein Problem. Wir sind bewaffnet. Sobald wir das Geld haben, hauen wir ab durch den Hinterausgang, wo Thiago auf uns wartet. Ich schätze, wir brauchen keine fünf Minuten für die Aktion.“

„Wie viel Geld soll denn eigentlich dort sein?“ fragte Sidney.

„Es sind über fünfzig Angestellte“, antwortete Rinaldo genüsslich.

„Mach die Rechnung selber. Sonst noch was?“

Ein Murmeln ging durch die Runde, und als sich niemand zu Wort meldete, knackte Rinaldo mit seinen Fingern und meinte: „Wir treffen uns morgen um acht. Ruht euch gut aus, Jungs. Wir brauchen dafür kühle Köpfe.“

Es war ein heißer Tag mit wenig Verkehr. Nichts deutete auf die Unannehmlichkeiten hin, die der Kleiderfabrik unmittelbar bevorstanden. Es war kurz nach zehn. Jeder wartete einsatzbereit auf seinem Posten. Rinaldo kam an Herbert, Allan und Luis beim kleinen Straßenkiosk vorbei. Sie blätterten sehr interessiert in irgendwelchen Zeitschriften, scheinbar ohne von dem Mann mit dem Paket Notiz zu nehmen. Sie sahen aus wie gewöhnliche Kunden, deren einzige Gemeinsamkeit darin bestand, dass sie sich zur selben Zeit am selben Straßenkiosk eine Zeitschrift kaufen wollten. Nichts verriet ihre düsteren Absichten oder die Waffen, die sie unter ihren T-Shirts versteckt hielten. Aus dem Augenwinkel beobachtete Rinaldo auf der andern Straßenseite zwei Militärpolizisten, die sich angeregt unterhielten, während sie gemütlich an den Straßenständen vorbeischlenderten. Rinaldo hielt sie für ungefährlich. Er zog die Baseballmütze tief in die Stirn und begab sich, das Paket in den Händen, seelenruhig zum Eingang, einem großen Gittertor, das mit einer Gegensprechanlage ausgestattet war, um eben nur die einzulassen, die man einlassen wollte. Er drückte auf den kleinen Knopf unterhalb des

Firmenschildchens, und nach wenigen Sekunden ertönte eine freundliche Frauenstimme.

„Sie wünschen?“

„Ich habe eine Lieferung für Senhor Luizino.“ Er wusste, dass einer der Abteilungsleiter Senhor Luizino hieß.

„Senhor Luizino befindet sich im Urlaub.“

Auch das wusste Rinaldo. „Könnten Sie es für ihn in Empfang nehmen?“

„Was ist es denn?“

„Soll ich auf dem Lieferschein nachsehen?“

„Nein, nicht nötig. Einen Augenblick bitte.“ Aus einem engen Glaskasten kam nun eine elegant gekleidete Frau Mitte dreißig mit einem Schlüsselbund. Ihre Stöckelschuhe klapperten auf dem Steinboden. Außer ihr befand sich niemand in sichtbarer Nähe. Der Zeitpunkt war also günstig. Die Frau drehte den Schlüssel im Schloss und öffnete arglos das schwere Tor. Rinaldo fing an zu schwitzen: Jetzt wurde es ernst! Er schlüpfte durch das Tor, und in Sekundenschnelle hielt er seinem Opfer die Waffe vors Gesicht. Er hatte dies schon unzählige Male getan. Er wusste, wie sich Zivilpersonen verhalten, wenn sie mit einer Knarre bedroht werden. Normalerweise werden sie schreckensbleich und tun alles, was man von ihnen verlangt. Keiner hatte es bisher gewagt, den Mutigen zu spielen und in irgendeiner Form Widerstand zu leisten. Der Schock und die Angst lähmte sie alle.

Auch die Sekretärin wurde kreideweiß im Gesicht, als sie in die Mündung von Rinaldos Waffe blickte, und dann stieß sie einen entsetzlich schrillen Schrei aus. Das wäre eigentlich nicht weiter ein Problem gewesen, hätte Rinaldo sie rechtzeitig in seine Gewalt bringen und ihr die Waffe an den Hals pressen können. Doch es kam anders. Irgendwie entschlüpfte die Sekretärin seinen Händen. Rinaldo griff nach ihrem Arm, kriegte sie aber nicht mehr zu fassen, und während sich die Frau mit hysterischem Geschrei entfernte, näherte sich ihm von der gegenüberliegenden Straßenseite